



W. Laup

Sebastian Hensel.

—

Sebastian Hensel

Ein Lebensbild
aus Deutschlands Lehrjahren

Mit einem Vorwort von
Professor Paul Hensel

2. Auflage



Berlin 1911
Verlag von Georg Reimer

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort. Von Prof. Paul Hensel.

I. Berlin. Lehr- und Wanderjahre. S. 1—198.

1. Berlin um 1830 S. 1 ff. Kleinstädtisches 3. Bauten 3. Gartenanlagen 4. Strassenreinigung 5. Beleuchtung 6. Konditoreien, Cafés, Kneipen 7. Weihnachtsmarkt 8. Adresskalender 8. Fuhrwerke 9. Geistiges Leben 10. Sebastian Hensels Geburt und Taufe (Paten Zelter und Rauch) 13. Kindergeschichten 14. Liebesche Schule 15. Schauspieler Seydelmann 18. Heringsdorf (1839) 18. Reise nach Italien (1839) 20. Wilhelm Hensels „Wasserleitung“ in Regensburg 20. Stilsfer Joch 21. Rom 22. Fanny Hensel an Rebecka Dirichlet a. Rom 23. Sebastian Hensel an Walter Dirichlet a. Rom 25. Rückreise 26. Schmidtsche Schule 26. Über auffallende Kindernamen und Kinderkleidung 29. Jungensstreiche, Pulverkokeleien 29 ff. Besuch bei Felix Mendelssohn 32. Käfersammlung 32 ff. (Erfahrungen mit Erichson, Dohrn, Maler Hildebrand). Felix Mendelssohns Pauker Pfund 35. Kölnisches Gymnasium (1843) 35 ff. Direktor August 35. Dr. Runge 37. Dr. Krech 37. Benary 39. Selckmann 40. Polsberw 41. Ein gelungener Schulstreich 42. Reise nach Italien (1894) (Florenz, Rom, Assisi) 46 ff. Urteile der Zeit über Menzel 48. Rückreise mit Einpauken 49. Versetzung 49. Freundschaft mit Roby Keudell 50. Zeichenunterricht (Schirmer, Biermann) 51. Entomologische Ausflüge (Frantzius), Siebold 52.

Berufswahl: Landwirtschaft S. 54 ff. Klein-Machnow, (Vom Karpfenfangen und Angeln) 55. Wassersport in jener Zeit 56. Aus Fanny Hensels Tagebuch (Dirichlets Berufung. Eine Soirée mit Radziwills, der Decker, Henriette Sonntag) 57. Felix Mendelssohn bei einer Schüleraufführung von Rombergs „Glocke“ 58. Fanny Hensels Chor 59. Fanny Hensels Tod (14. 5. 1847) 59. Schönlein 63. Stallmeister Unruh 63.

Jahr 1848. Friedrich Wilhelm IV. 64. Februar-Revolution 64. Berliner März-Revolution 65. Anarchie 67. Demokratischer Klub (Eichler, Ottensoser) 70. Wachtdienst 70. Abiturienten-Examen 71.

Landwirtschaftliche Lehrjahre: Bei Robert Keudell auf Runow 72. Rebecka Dirichlets Brief über Politik 73.

Bei Oberamtmann Kayser in Dahme 74 ff. Schwere Tage. Jean Paul 74. Kayzers konservative Gesinnung 77. Ein „Uriasbrief“ 78. Rebecka über Jean Paul 80. Über Gott-heiner 81. Über allerlei Politisches 81. Mendelssohns Ge-dächtnisfeier 82. Wrangels Einzug mit den Gardes 83. Rebecka über Frömmigkeit 85. Rebecka zum 18. März 1849 87. Schleswig-Holsteinische Bewegung 88. S. Hensel will mit-kämpfen; Brief an seinen Vater 88. Antworten vom Vater und von Paul Mendelssohn 89. Rebecka über Kaiserdeputation 92. Über protestantische Kirchen. . Über Thiers, de la propriété . Über Berlin vor der Wahl . . Unruh, Schulze-Delitsch, Rodbertus, Philipps 94. Ein neuer politischer Brief Rebeckas 96. Verhäng-nisvolle Ungarnbegeisterung 97. Katzenmusiken in Dahme 97. Landarbeiter-Frage 100. Abreise von Dahme: Jean Paulisierendes Tagebuch 102. Militärverhältnis 107.

Auf Kunzendorf in Schlesien 108. Kloster Leubus 110. Fidele Klostererinnerungen 113. Ein unheimliches Aben-teuer 113. Berliner Ausstellung (1850) 114. Frau Kinkel 115. Schleswig-Holsteinische Angelegenheit 115. Wollpreise 116. Breslauer Wollmarkt 117. Schleswig-Holstein 119. Rebecka über Holstein 121. Ein Konzert in Steinau 122. Rebecka über die traurigen Zeiten: Olmützer Vertrag 124. Friedrich Wilhelm IV. 125. Der Kunzendorfer Hofjude 125. Proviant-transport nach Glogau 126. Robert von Keudell 128. Rabel 129. Brand von Kroll 129. Graf Pourtales und Friedrich Wilhelm IV. 131. Tod des kleinen Felix Mendelssohn 133. Tod des Mathe-matikers Jacobi, Anekdoten von ihm 134. Moritz Hermann von Jacobi 135. Hochwasser bei Kunzendorf 136. Militärische Schwierigkeiten 138.

Auf der Landwirtschaftsschule in Hohenheim 139 ff. Direktor Walz 141. Duell 141. Korpsstudenten 143. Vier Briefe über das Duell (Wilhelm Hensel 144, Paul Mendels-sohn 145, Rebecka Dirichlet 146, Cecile Mendelssohn 147). Besuch in Vevey 148. Walz' Kollegia 149. Walz' Studien-ausflüge 151. Süddeutsche Güter und Gestüte 152. Besuch bei Uhland 153. Schweizer Exkursion mit Prof. Fleischer 154. Italien 156. Unwetter in Airolo 157. Abgangsexamen 157.

Nochmals die Militärangelegenheit 158 ff. Winter in Berlin (Ritter, Magnus) 159. Dienstjahr 159. Gamaschen-dienst 159. Vom Prinzen von Preussen 161. Manöver 161. Parade 162. Ein unglücklicher Wachtposten 163. Rebecka über Berlin im Sommer 163. Über Wohnungszustände 164. Über Berliner Handwerker 165. Ein verhängnisvolles Curricu-lum vitae 166. Entsprechender Empfang beim Kommandeur 168.

Auf Luggendorf bei Paalzow 169 ff. Ländliche Gesell-schaft 170. Gratulationsbrief an Dirichlet 174. Bewirtschaftung von Luggendorf 176. Angebliche Einnahme von Sebastopol 179. Schlacht an der Alma 181. Guhl, Künstlerbriefe 182. Rebecka über politische Lage 184. Über Auerbach 185. Über Bucher 185. Gauss und Dirichlet 186. Dirichlets Berufung nach Göttingen 186.

Rebecka über Göttingen 188. Fortgang von Luggendorf 191. Ländliche Poesie 192. Dirichlets in Göttingen 194. Göttinger Gastlichkeit 194. Ristori 196. Reise nach Königsberg 196. Rebecka vom Göttinger Leben 198.

II Gross Barthen. S. 199—332.

Königsberg 199. Barthen 200. Mergeln 201. Kauf von Barthen 202. Verlobung mit Juliette Adelson 203. Briefwechsel mit Rebecka 204. Weihnachten in Barthen 207. Nonnenraupen, Verwüstung 208. Stadt- und Landleben 212. Graf Dönhoff 214. Brauerei 218. Verkauf der Vorwerke 219. Bauer und Gutsbesitzer 219. Viehzucht von Nathusius 220. Schafzucht 221. Ein sonderbarer Kauz 223. Pferdezucht 226. Major Dassel's Pferdekenntnis 228. Trakehnen 229. Herr von Fahrenheid auf Beinuhnen 230. Arbeiterhändel 232. Johann Jacobi 234. Soziale Frage 235. Bauernköpfe 236. Parzellierung von Barthen 237. Meliorationspläne 240. Notstand im Regenjahr (1867) 244. Versagen der Staatshilfe 246. Unterstützung der Landschullehrer 247. Linsenscheu 248. Auspumpen der Wiese 249. Bruchkultur 251. Halbe Übersiedelung nach Berlin 252.

Fortsetzung und Ende der militärischen Laufbahn 254 ff. Landwehrübung 254. Rittmeister Lewald 256. Geheimer Urlaub 256. Ein Besuch bei Major von Trotha 258. Beförderung zum Offizier 259. Eröffnung der Königsberg-Eydtkuhner Bahn 259. Anrede des Kronprinzen 259. Lohse's Gedächtnis 260. Krönung in Königsberg 262. Drohender Besuch Manteuffels 262. Unerfreuliche Eindrücke 264. Abschluss der militärischen Laufbahn 268.

Transport von Liebesgaben nach Paris 1870/71 S. 270 ff. Sammeln der Weihnachtsgeschenke 271. Fahrt in strengem Frost 272. Strassburg 274. Nancy 275. Begegnung mit Simson 276. Weihnachten 278. Eine gefährliche Fahrt an der Marne 278. Lagny 280. Fahrt nach Versailles 284. Besuch bei Keudell 285. Versailles 286. Bilder von Vernet 287. Bronsart von Schellendorf 288. Bismarck und Keudell 289. Wieder in Lagny 289. Ein fatales Missverständnis 290. Mont Avron 291. Prinz Radziwills Weinfund 293. Abholung der Geschenke 294. Rückkunft 296. Eintreffen der Landwehr in Berlin 296. Einzug der Truppen 298.

Briefwechsel aus Barthen mit Rebecka Dirichlet S. 299 ff. Über Russland 305. Tierschauprämiën 306. Erkrankung von Dirichlet 307. Tod von Rebecka Dirichlet 309. Dirichlets Tod 312.

Land und Leute, Freunde und Bekannte in Preussen S. 312 ff. Karl Witt 312. Reitenbach, Herausgeber des „Bürger- und Bauernfreundes“ 313. Häuslicher Unterricht 314. Oppositionelle Politik 315. Ein teurer Ring 316. Steuerweigerung 317. Foppen des Landratsamtes 318. Haussuchung 319. Verurteilung wegen Beleidigung des Gesamtministeriums 320. Ludwig Friedländer 321. Zoologe Müller 321. Adolar Lindenau

323. Die „Salzburger“ in Ostpreussen 325. Brüder Käsewurm 325. Ostpreussische Trinker 327. Tod von Wilhelm Hensel 328. Ordnung des Nachlasses 329. Ein Besuch des Prinz Georg 331. Abschied von Barthen 332.

III. Wieder in Berlin. (S. 333—410.)

Das Berlin der Gründerzeit 333. Adalbert Delbrück 335. Sebastian Hensels Berufung zum Direktor der Markthallen-Gesellschaft 336. Geschichte der Markthallen in Berlin 338. Markthallen in London 339. Versuch der Begründung städtischer Markthallen 342. Markthallen der Berliner Immobilien-Gesellschaft 343. Verhandlungen zwischen Magistrat, Polizeipräsidium und „Deutscher Baugesellschaft“ 344. Hensels Ernennung zum Direktor 346. Übersiedelung nach Berlin 347. Aufsichtsrat der Markthallen 348. Polizeipräsident von Madai's Zunichtemachung des Markthallen-Projektes 349. „Instanzenzug“ 352. Definitives Scheitern des Projektes 353. Unredlichkeit eines Direktors der „Berliner Baugesellschaft“ 354. Seine Entlassung 357.

Hensel, Direktor der „Berliner Hotel-Gesellschaft“ S. 357 ff. Berliner Hotels 358. Terrain des „Kaiserhof“ 359. Geldgier der Mieter 360. Mobiliarbeschaffung 362. Krach der Wiener Weltausstellung 362. Ankauf des Wiener Hotels Britannia 363. Bestechungsversuche 364. Ankauf des Hotels Donau 367. Die Furcht vor der Presse 368. Abfertigung eines Revolver-Journalisten 369. Übernahme des Hotels Donau 369. Cafétier Bauer 370. Letzte Bauarbeiten 371. Besuch des Kaisers im Kaiserhof 372. Eröffnung 374. Brand des Kaiserhofs 375. Wiederaufbau 383. Allgemeine Depression 384.

Verwertung der Grundstücke der Deutschen Baugesellschaft 385. Behandlung der Mieter 386. Schlechter Geschäftsgang 387. Verkauf an Bauschwindler 388. Notwendiger Rückkauf 389. Hensel alleiniger Geschäftsleiter 389. Reorganisation 390. Von den lieben Mietern 391. Ein Tag auf dem Bureau 393. Trockenwohner 394. Chambregarnisten 395. Aktiengesetz von 1884 395. Seine Wirkung auf die „Deutsche Baugesellschaft“ 396. Der Aktionär 399. Angriffe auf Hensel 400. Die Vossstrasse 403. Ein kurioser Zwischenfall mit dem Marineministerium 405. Missachtung des Privateigentums 408. Stephans Postverträge 409. Beantragte Liquidation (1888) 411. Eindringen betrügerischer Spekulanten, Sternberg und Konsorten 412. Austritt von Delbrück und Hensel 414.

Herausgabe der „Familie Mendelssohn“ 415. Mommsens Vorlesungen über Römische Kaisergeschichte 416. Ankauf in Westend 418.

Vorwort.

Noch vor wenigen Jahren hätte das Erscheinen einer Autobiographie eines Deutschen keiner Rechtfertigung bedurft. Konnte man doch auf die reichhaltige Memoirenliteratur in Frankreich und England hinweisen, der gegenüber die Spärlichkeit der Selbstzeugnisse in deutscher Sprache einen nur allzukläglichen Kontrast bildete. Diese Zeiten sind vorbei. Alle Ereignisse in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts können wir in der Art und Weise, wie sie auf die Mitlebenden eingewirkt haben, genau verfolgen; auch die Männer, welche diese Ereignisse selber herbeigeführt haben, die mit dem Schwert und der Feder tätig gewesen sind, haben nicht geschwiegen; dem Geschichtsforscher, dem Kulturhistoriker und dem Literaturforscher ist ein fast überreiches Material erwachsen.

So musste denn nach dem Tode meines Vaters die Frage an uns Überlebende herantreten, ob wir die hinterlassene, umfangreiche Autobiographie lediglich als einen Familienschatz ansehen, wie er selbst sie angesehen haben wollte, und als Hausgut bewahren wollten, oder ob der Versuch zu machen sei, einzelne Teile dieser Biographie einem grösseren Publikum zugänglich zu machen. Wenn wir uns zur Publikation entschlossen haben, so fühlen wir uns auch verpflichtet, über die Gesichtspunkte, die uns dabei geleitet haben, kurze Rechenschaft zu geben, da diese Gesichtspunkte zu gleicher Zeit die Auswahl aus dem vorhandenen überreichen Stoff bestimmten, und

die Gründe angeben, weshalb wir glauben, für diese Aufzeichnungen ein mehr als nur privates Interesse in Anspruch nehmen zu können.

Zwei Gesichtspunkte sind es namentlich, die hier massgebend wurden. Das Buch meines Vaters: die Familie Mendelssohn, welches zuerst im Jahre 1879 erschien, hat einen grossen Kreis von Lesern und Freunden gefunden. Aus zahlreichen Zuschriften, die immer wieder und wieder ihren Weg auf den Schreibtisch meines Vaters fanden, vermochten wir aber zu ersehen, dass der für meinen Vater subjektiv geforderte Abschluss des Buches mit dem Tode seiner Mutter 1847 viele Leser nicht befriedigt hatte. Immer wieder wurden Fragen laut: Was wurde aus den andern Geschwistern, Rebecka und Paul, wie hat sich ihr Leben weiter gestaltet, warum bricht das Buch so unvermittelt ab?

War es doch kein Roman, in dessen Mittelpunkt ein einzelner Mensch steht, war es doch eine „Familiobiographie“, die uns mit einem Kreise wirklicher Menschen bekannt machte, und es erschien wie eine schrille Dissonanz, diese uns lieb gewordenen Menschen unter dem Eindruck eines schweren Unglücks stehend zu verlassen, ohne dass wir weitere Kunde von ihnen erhielten. Auch die wenigen Worte, die mein Vater in den folgenden Auflagen hinzufügte, konnten diese berechtigten Vorwürfe nur zum Teil entkräften.

Da schien nun in dem ersten Teil der Autobiographie meines Vaters alles das gegeben zu sein, was so viele anteilnehmende Stimmen gewünscht hatten. Gerade der Umstand, dass die Wahl seines Berufs meinen Vater zwang, aus dem Berliner Familienkreise auszuschneiden, hatte einen regen brieflichen Verkehr mit den übrigen Familienmitgliedern zur Folge, und die mit Sorgfalt gepflegte Vorliebe für die Kunstform des Briefes konnte sich hier so recht nach Herzenslust ergehen. Namentlich ist es die eigenartige Gestalt Rebeckas, die in diesen Briefen in voller Deutlichkeit uns vor Augen tritt mit

ihrem scharfen, oft ätzenden Verstande und ihrer weichen, überströmenden Liebe, mit der sie den verwaisten Sohn ihrer geliebten Schwester in alle Rechte eines eigenen Kindes einzusetzen nicht zögerte.

So konnten wir denn hoffen, durch diesen ersten Teil der Autobiographie eine Ergänzung und einen Abschluss des in der „Familie Mendelssohn“ unvollendet Gelassenen zu geben. Es drängte sich nunmehr die Frage auf, ob auch die anderen Aufzeichnungen, namentlich also die nach dem Tode Rebecka Dirichlets, ein selbständiges Interesse in Anspruch nehmen könnten, oder mit andern Worten, die Frage, ob mein Vater nur als Mitglied der Familie Mendelssohn Anspruch auf Beachtung habe, oder ob sein individuelles Leben Wert habe, kennen gelernt und gewusst zu werden. Dass die Entscheidung dieser Frage gerade für uns, die dem Leben des Vaters naturgemäß nicht völlig objektiv gegenüber stehen können, erhebliche Schwierigkeiten hatte, ist deutlich; die Gründe, die für ihre Bejahung entschieden, möchte ich noch kurz zusammenfassen.

Bei aller schon erwähnten Reichhaltigkeit unserer Memoirenliteratur aus dem letzten Jahrhundert lässt es sich doch nicht verkennen, dass vorwiegend, wie auch billig, die Männer zu Worte gekommen sind, die in der grossen politischen Umwälzung selber handelnd am Werk gewesen sind. Allen voran Bismarck, aber auch andere bedeutende Staatsmänner und Militärs haben nicht geschwiegen. Neben dieser politischen Entwicklung geht aber eine andere sich teilweise mit ihr verbindend, teilweise sie durchkreuzend einher, eine weitgehende Umgestaltung der Lebensgewohnheiten und der Denkrichtung des deutschen Bürgertums. Wenn wir auf den Anfang des vorigen Jahrhunderts sehen, so trifft die Einteilung in Lehrstand, Wehrstand und Nährstand für unser Volk noch im Wesentlichen zu. Dann führte die Periode unserer klassischen Dichtung und der Romantik zu einer starken Betonung der ästhetischen Interessen als

bestimmender Momente für die Lebensführung, und in dieser geistigen Atmosphäre, die in dem Hause meiner Grosseltern sich so entscheidend geltend machte, ist mein Vater erwachsen; dass er Künstler werden sollte, war für seine Eltern nahezu selbstverständlich.

Es ist überraschend, zu sehen, wie typisch auch diese Entwicklung für eine ganze Reihe der um 1830 geborenen Deutschen sich ausweist. Und es war nicht nur früh erwachte Selbstkritik, welche meinen Vater an seiner Fähigkeit, ein Künstler zu werden, zweifeln liess, es waren auch grosse Zeitströmungen, die ihn erfassten und ihn anderen Zielen zuführten. Der Vorzug und die Gefahr des künstlerischen wie des wissenschaftlichen Lebens liegt in ihrer Unzeitlichkeit, ihrer den augenblicklichen praktischen Forderungen des Lebens abgewendeten Richtung. Gerade damals aber begannen die Deutschen, sich auf diese Aufgaben zu besinnen, und der Appell, in das tätige Leben mit einzugreifen, sei es auch in noch so bescheidener Sphäre, mit welchem der Wilhelm Meister abschliesst, war nicht wirkungslos verhallt. Gerade die Rückkehr zu den einfachsten Betätigungen musste aber den in feinsten ästhetischer Bildung Aufgewachsenen besonders lockend erscheinen; wieder einmal trat die Natur der Kultur gegenüber; es trat freilich nicht als ökonomische Massenbewegung, doch aber typisch bei einer ganzen Anzahl begabter Einzelner ein „Zug aufs Land“ ein, dessen Wirkung auf die Entwicklung der deutschen Landwirtschaft dem schärfer Zusehenden nicht verborgen bleiben kann.

Leichter erkennbar, weil auch bei den Mächtigen der Zeit vielfach hervortretend, ist das starke Interesse an politischen Dingen, das uns vielfach in diesen Aufzeichnungen entgegentritt. So unfertig und haltlos uns auch heute die jugendlichen Auslassungen eines hauptsächlich an Heine und Börne orientierten politischen Denkens erscheinen mögen, so bezeichnend sind sie für die Stationen des Leidensweges, auf denen viele aus der Generation

unserer Väter den Weg politischer Einsicht wandeln mussten. Diese Aufzeichnungen durften nicht fehlen, wenn wir uns vergegenwärtigen wollen, was diese Männer alles zu lernen und zu vergessen hatten, damit sie sich endlich an dem zu freuen vermochten, was wir heute vielfach gedankenlos als etwas Selbstverständliches hinzunehmen gewohnt sind.

Auch die letzte Wandlung im Leben meines Vaters, die Übernahme der Direktion einer Aktiengesellschaft in Berlin, erschien uns als bedeutungsvoll genug, um in seinen Worten gegeben zu werden. Von Jean Paul zur Leitung eines Hotels — darin mag mancher einen Abfall sehen — einen Lebenslauf in absteigender Linie. Gerade dieser Weg ist aber typisch für eine grosse Anzahl tüchtiger Männer geworden, und trägt nicht alles, so liegt gerade darin ein Teil der Erklärung für die oft aufgeworfene Frage, wie es möglich war, dass die unpraktischen Deutschen so rasch auf dem Gebiete industriellen Wettbewerbs es mit ihren geschulten Konkurrenten aufnehmen konnten. Männer von der Art meines Vaters bewahrten die Anschauungen, die sie durch eine vorwiegend geistige Lebensführung ausgebildet hatten; sie sonderten ihre Tätigkeit nie aus dem Zusammenhang allgemeiner Interessen aus und waren auch in fremden und verwirrenden Verhältnissen der Richtung sicher. Der zweite Teil von meines Vaters Lebensarbeit, der ihn aus der Stille seines landwirtschaftlichen Berufes in das Berlin der Gründerjahre führte, ergänzt das Gesamtbild der Zeit, wie es sich in einem Menschenschicksal spiegelt. Die Aufgabe, die damals der ganzen Nation gestellt wurde, sich mit allen Fährlichkeiten der modernen Wirtschaftsentwicklung auseinanderzusetzen, hat mein Vater auch in der Gestaltung des eigenen Lebens und der eigenen Arbeit lösen müssen.

So treten wir denn mit diesem Buch vor die Öffentlichkeit, obwohl der Mann, der hier spricht, nie in der Öffentlichkeit hervorgetreten ist; wir glauben damit doch

nicht, das „diary of a nobody“ zu geben. Ob jemand und wie viele es freuen wird, mit diesem Buche geheime Seelenzwiesprache zu pflegen, das muss der Zukunft überlassen bleiben, was mir oblag, war, Rechenschaft davon zu geben, dass es pflichtmässige Motive gewesen sind, die uns zur Herausgabe des Buches veranlasst haben.

Noch einige Worte über die redaktionelle Arbeit, die an dem sehr umfangreichen Manuskript vorgenommen werden musste. Meine Schwester, Frau Lili du Bois-Reymond und ich haben das Manuskript so benutzt, dass wir lediglich Kürzungen und Streichungen vornahmen, und dass alsdann bei der endgültigen Redaktion meine Schwester nur diejenigen Zusätze gemacht hat, die notwendig waren, damit aus den Fortlassungen keine Lücken entständen.

Erlangen, 19. Juli 1903.

Paul Hensel.

„The Life of every man is a diary
in which he means to write one
story, and writes another; and
his humblest hour is, when he
compares the volume as it is,
with what he vowed to make it.“

The little minister
by
I. M. Barrie.

I. Berlin. Lehr- und Wanderjahre.

Berlin war um das Jahr 1830 eine ganz andere Stadt als heute, und nicht die allerkühnste Phantasie hätte damals die Veränderung geahnt, die in den nächsten 60 Jahren eintrat. Aber man kann weiter gehen: Preussen, Deutschland, Europa befanden sich in einem Zustand, himmelweit von dem jetzigen verschieden. Es ist ein für mich unschätzbare Glücksfall gewesen, mit vollkommenem Bewusstsein die alte Welt gekannt zu haben und mit frischen Kräften das Neue und Neueste miterleben zu dürfen. Wer 10 Jahre später geboren wurde, kannte die alte Zeit nur von Hörensagen, wer um eben so viel früher das Licht der Welt erblickte, stand der neuen Zeit oft schon zu fremd gegenüber, um ihre grossen Veränderungen freudig mitzumachen. Um nur von einem Gebiete ungeheurer Wandlungen und Fortschritte zu sprechen: Ich bin auf der ersten kontinentalen Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln bald nach ihrer Eröffnung 1835 gefahren und erinnere mich der wunderlichen und phantastischen Fragen, die an uns in Berlin gerichtet wurden: ob man nicht die Luft verliere, ob man nicht verbrenne, und was dergleichen Ausgeburten der aufgeregten und besorgten Phantasie mehr waren.

Europa war ruhig; die, welche die Stürme der napoleonischen Kriege mitgemacht hatten, waren schon alt, die jungen Leute waren im Frieden herangewachsen und kannten nichts anderes. Und namentlich Deutschland war ruhig; es hatte unter den Gräueln und Verwüstungen

der langen Kriegszeit am schwersten gelitten, und alle Menschen hatten zu tun, ihr Leben zuerst sehr notdürftig wieder neu zu zimmern. Die Politik spielte die denkbar kleinste Rolle im Leben der Nation. Der Bundestag sorgte dafür, dass diese friedliche Stille nicht gestört würde, dass Deutschland nach dem damals beliebten Ausdruck „ein geographischer Begriff“ blieb; die deutschen Einzelregierungen sorgten dafür, dass auch in ihren engeren Grenzen die Ruhe durch nichts gestört wurde. Von dem, was die preussische Regierung im Stillen tat, eine bessere Zukunft anzubahnen, erfuhr das Publikum nichts und bekümmerte sich nicht darum. Wer Sinn hatte, sich mit Politik zu beschäftigen, lauschte den Nachrichten, die von jenseits der Grenzen kamen; so eröffnet, charakteristisch genug, das Tagebuch meiner Mutter den 4. Januar 1829 mit folgenden Worten:

„Dieses Jahr wird einen wichtigen Abschnitt in unserem Familienleben bilden: Felix, unsere Seele, geht fort, mir steht der Anfang meiner zweiten Lebenshälfte bevor, Paul tritt ins Leben; wie sich bei uns alles rührt und rückt, so auch in den meisten Kreisen unserer Bekannten, so in der Welt. — Griechenland frei, d. h. in der Gewalt der europäischen Mächte, denen es anheimgestellt ist, seine Stellung zu bestimmen, die Türkei in Waffen, Russland nach einem bedeutenden Feldzug auf dem Rückmarsch in die Winterquartiere. England in schiefer Stellung gegen Irland, welches mit der Gewalt der Verzweiflung seine Menschen- und Bürgerrechte fordert, in zweideutiger Politik gegen Portugal als Schützer der Donna Maria Gloria, Frankreich als Vermittler der griechischen Freiheit in Morea (seine Gelehrten in Egypten, Champollion) in beständigem inneren Kampf gegen Jesuitismus und Ultraismus (Béranger), Spanien durch Faktionen zerrüttet, durch das gelbe Fieber verwüstet; Portugal in dem bedauerwertesten Zustande der Anarchie, Don Miguel krank, vielleicht tot, seine Mutter als seine Feindin, Don Pedro lau und unentschlossen.

Ich kehre zurück nach der Leipzigerstrasse Nr. 3.“

Es ist charakteristisch für die Zeit, wie meine Mutter nach dieser Umschau in alle Staaten Europas, selbst die kleinsten, mit einem salto mortale, ohne Deutschland, Preussen, die Stadt Berlin auch nur mit einem Wort zu erwähnen, in das Vaterhaus springt. So dachten, so empfanden alle — das Vaterland existierte nicht, sondern das Ausland, und dann, unvermittelt, das Vaterhaus.

Ehe ich aber meiner Mutter nach der Leipzigerstrasse Nr. 3 folge, möchte ich das Bild der Vaterstadt etwas genauer ausführen, wie sie 1830 aussah, als ich in ihr geboren wurde.

Berlin war eine Kleinstadt mit 240 000 Einwohnern. Von all den schönen modernen Bauten, die Berlin im Jahre 1890, wo ich dies schreibe, zieren, war nichts vorhanden. Nur die alten Schlüter'schen Schöpfungen, das Zeughaus, die reizende kleine Loge in der Dorotheenstraße, damals umgeben von einem herrlichen Garten und nicht erdrückt durch die beiden abscheulichen Seitengebäude, dann das Schloss, das Brandenburger Tor und weniges andere aus der früheren Zeit war vorhanden. Sonst fast ausschliesslich dürftige Privathäuser ein- und zweistöckig. Kein edles Material, nur Putz, sehr viel Fachwerkbauten. Kein Erker noch Balkon geduldet. Die Stadtmauer umgab noch das ganze damalige Weichbild, das aber noch lange nicht vollgebaut, weite Korn- und Kartoffelfelder und wüste öde Sandplätze, namentlich im Osten, enthielt. Vor den Toren begann fast unvermittelt das Land. Von den reizenden Villenanlagen der Tiergartenstrasse war nichts vorhanden; wo heute die Viktoriastrasse und ihre Nebenstrassen sich ausbreiten, war ein Kaffeegarten Kemperhof. Der Kanal existierte nicht, dagegen schlich weiter hinaus durch endlose Sandflächen der „Schafgraben“, den die Berliner, als die „Lucia“ von einer italiänischen Truppe aufgeführt worden war, den Lämmermoor nannten, in dem die Jungen auf Exkursionen ungeniert badeten, ohne davon reiner zu

werden. Trottoir lag nur sehr sporadisch, selbst in den Hauptstrassen, das Pflaster bestand durchweg aus unbehauenen, runden Granitfindlingen. Kanalisation kannte noch keine Stadt Europas, Wasserleitung existierte nicht. Daher litt Berlin im Sommer unter unerträglichem Staub, und die Rasenplätze verdorrten schon Anfangs der heissen Jahreszeit. Nur in einem Garten, dem der Wasserfreunde, wurde der Rasen nachts mit feuchten Tüchern bedeckt; dieser erhielt sich daher halbwegs grün, wenn alles andere längst wie Taback aussah, und dorthin wallfahrtete Berlin im August und freute sich an dem schönen Anblick. Von öffentlichen Gartenanlagen existierte gar nichts als der Tiergarten; aber auch dieser war durch den Staub häufig ungeniessbar und bestand im wesentlichen aus Kiefern; das Überwuchern des Laubholzes fällt in meine Erinnerungszeit. Von öffentlichen Denkmälern besass Berlin das freilich herrlichste des grossen Kurfürsten, die Feldherren Friedrichs des Grossen auf dem Wilhelmsplatz, damals in schon sehr durch das Klima geschädigtem Marmor. Der Wilhelmsplatz selbst war knietiefer Sand, auf ihm eine Reitbahn, die viel benutzt wurde, weil Prinz Karl dem Zureiten der Pferde gern zusah. Die Bildsäulen der Feldherren aus den Freiheitskriegen wurden allmählich aufgestellt ohne viel Teilnahme des Publikums: als Rauchs Standbild Blüchers an einem Frühmorgen geräuschlos enthüllt wurde, standen nur drei Zuschauer auf dem weiten Platze: Gneisenau, Hegel und der Meister Rauch selbst. Preussens Heer, Wissenschaft und Kunst huldigten dem Helden des heiligen Völkerzornes, das Volk und selbst die Gebildeten glänzten durch Abwesenheit. — Der Wilhelmsplatz eine Sandwüste, der Belle-Alliance-Platz ein Sumpf, der Dönhoffsplatz ungepflastert und öde, mit Wochenmarktsüberbleibseln überstreut. Der Königsplatz ein unpassierbarer sandiger Exerzierplatz. Nur der Leipziger Platz bot ungefähr den jetzigen Anblick, aber kleine, unansehnliche Häuser.

Strassenreinigung in dem Sinne, wie wir sie heute verstehen, gab es überhaupt nicht. Dazu fehlten die unerlässlichen Vorbedingungen: Gutes Pflaster, Wasser und sehr viel Geld; denn reine Strassen sind zwar eine äusserst angenehme, aber auch äusserst teure Sache. Ich weiss nicht, was unangenehmer zu ertragen war, der Staub im Sommer, der Schmutz im Winter, oder der Geruch der Rinnsteine oder „Rennen“, wie der Berliner sagte, die, ohne genügendes Gefälle angelegt, allen Unrat aufnehmen mussten. Ein Erlebnis, wie es Onkel Dirichlet als junger Bräutigam in Berlin hatte, wäre heute unmöglich, da es zu hell und zu rein dazu ist. Nach einem Balle bei Mendelssohns geleitete er eine Freundin von Rebekka, deren Abholung nicht erschienen war, nach Hause. Kurzzeitig, wie er war, trat er beim Überschreiten des Dammes in einen ungeheuren zusammengekehrten Haufen Strassenschmutz, der abwarten sollte, dass er abtrocknete und als Staub in die Augen und Lungen der Berliner befördert würde. So beförderte ihn Onkel im nassen Zustande und in ausgiebiger Fülle über die Baltoilette seiner Begleiterin. Entschuldigungen seinerseits, Versicherungen ihrerseits, es habe ja gar nichts zu sagen, dauerten, bis ihr Haus erreicht, sie hinaufbegleitet und Dirichlet huldvollst und mit vielem Danke für die lebenswürdige Eskorte entlassen war. Unten angekommen, fand er die Haustür verschlossen, musste daher noch einmal hinauf, sich den Hausschlüssel ausbitten (Portiers gab es damals nur in Minister- und anderen Hotels), trat in die Tür. Die Dame sass mit dem Rücken gegen die Tür, hatte das zerstörte Kleid vor sich ausgebreitet, glaubte, es sei ihr Bruder, mit dem sie zusammen lebte, der herein komme und sagte: „Nu sieh mal, wie der lange Saumagen mich beplanscht hat.“ —

Noch schlechter wurde freilich der Zustand der Berliner Strassen, als 1841 die Wasserleitung eingeführt wurde ohne Kanalisation, und die Rinnsteine alle Abwässer der Häuser aufzunehmen hatten, ohne zu wissen, wo sie damit bleiben sollten.

Die Gasbeleuchtung wurde allmählich in den Hauptstrassen eingeführt. In den Häusern verbreitete sich die Gasbeleuchtung noch viel allmählicher. 1827 fragte meine Mutter Klingemann, in London habe man wohl schon in den Häusern Gas. Damals existierte in Berlin ein öffentlicher Saal mit Gasbeleuchtung. In den Häusern brannte man recht mangelhaft konstruierte Öllampen, in luxustreibenden Familien Wachslichter (Stearinkerzen sind eine Erfindung neuerer Zeit) und bei dem Bürgerstand, in den Küchen und Schlafzimmern — Talglichter. Daher war die Lichtputzschere ein unentbehrliches Möbel und in feiner Ausführung aus damasciertem Stahl — salonfähig. Zum Feueranmachen bediente man sich des Schwefelfadens in der Küche, des Stippfeuerzeuges im Zimmer. Ich weiss nicht, ob das Märkische Museum etwa noch ein solches unter seinen prähistorischen Schätzen aufbewahrt. Onkel Dirichlet besass und benutzte sie bis an sein Lebensende, — weiss Gott, wo er sie noch immer herbekam und wehrte sich energisch gegen die neue Erfindung der Schwefelhölzer aus Zündmasse, die gerieben wurden. Das Stippfeuerzeug bestand aus einer Flasche, mit Asbest gefüllt, auf den Schwefelsäure geträufelt war. Das Schwefelholz wurde hineingestippt und entzündete sich mit prasselndem Geräusch, Schwefelsäureteilchen und Funken umherspritzend und nicht selten Löcher in Möbel und Kleider brennend — — eine sehr unvollkommene Einrichtung, gegen die Tändstickers gehalten, die seitdem ihren Triumphzug um den Erdball bis auf die entferntesten Inseln der Südsee angetreten haben, ebenso wie die Petroleumlampe.

Und wie diese das Wachslicht und die Öllampe, wie die Tändstickers den Schwefelfaden und das Stippfeuerzeug verdrängt haben, so die Wiener Cafés und Bierpaläste die damalige Konditorei. Die Wiener Cafés habe ich in Berlin eingeführt. Als ich den Kaiserhof einrichtete, war ich in Wien behufs Ankaufs des Mobiliars eines grossen, nach der Wiener Weltausstellung verkrachten

Hotels. Hier fand ich im Café Donau, gleichfalls verkracht, den Cafetier Bauer. Der Mann gefiel mir, und ich zog ihn nach Berlin, wo er im Kaiserhof das erste Wiener Café mit dem glänzendsten Erfolge eröffnete, und in wenigen Jahren gab es kaum einen Eckladen, der nicht mit einem solchen besetzt war. Die Konditoreien, die Jostys, Spargnapanis, Stehelys, in denen in den 30er und 40er Jahren die Menschen sich trafen und Zeitungen lasen, waren weggefegt, wie die Hausratten durch die Wanderratten. Alle diese Konditoren waren Schweizer, wie noch zu meiner Zeit die Pomatti's, Zappas und Buccellas in Königsberg. — — Jetzt werden auch diese wohl den Wiener Cafés haben weichen müssen. Jeder hatte seine besondere Spezialität in Leckereien; so machte Spargnapani die berühmtesten Reistörtchen, die Onkel Felix uns immer zu schmecken gab, wenn er in Berlin war; jeder hatte auch sein bestimmtes Stammpublikum, das alle Besucher kannten, und so konnte es sich denn ereignen, dass, als der berühmte Egyptologe Lepsius, am Ziel seiner Wünsche angelangt, im Schatten der Cheopspyramide lagerte, ein Mann, um die Ecke biegend, überrascht vor ihm stehen blieb und fragte: „Habe ich nicht das Vergnügen gehabt, Sie bei Stehely zu sehen?“ Hier hatte allnachmittaglich Lepsius Kaffee getrunken und war dadurch eine stadtbekannte Persönlichkeit geworden.

Und wie die Cafés von Wien, so hielten die Kneiplokale von München aus ihren Einzug. In meiner Jugend war Bier ein verachtetes und gemeines Getränk. Das ist es ja meiner Meinung nach auch heute noch; aber die Menschheit ist zu ihm herabgestiegen. Bier wäre auf einem anständigen Tische einer Familie und gar einer Gesellschaft früher eine Unmöglichkeit gewesen, — auf dem ersten Balle, den ich meinen Kindern in Berlin gab, wurden auf 10 Flaschen Wein — 120 Flaschen Bier getrunken.

Mit Cafés und Kneipen bürgerte sich auch das Nachtleben und Treiben ein. In meiner Jugend waren

um 10 Uhr alle Strassen still und leer, heut wimmeln Linden und Friedrichstrasse die ganze Nacht durch von Menschen.

Eine meiner glänzendsten Kindererinnerungen war der Weihnachtsmarkt auf dem Schlossplatz; er liegt jetzt in den letzten Zügen. Die 50 Pfennig-Bazare haben ihm den Rest gegeben. Aber er war sehr schön, und meine Seligkeit, als Vater ihn einmal mit mir besuchte und mir sagte: „Das schenke ich Dir alles, aber Du darfst es nicht anfassen,“ war grenzenlos. Der Weihnachtsmarkt war damals selbst in den besten Kreisen populär; der König und die Prinzen besuchten ihn, und es wird kaum eine Familie gegeben haben, die ihren Kindern nicht seinen Anblick verschafft hätte. Von Weihnachtsausstellungen gab es wenig; der Konditor Fuchs Unter den Linden veranstaltete eine solche, die uns damals höchst glänzend vorkam, mit ihrem Spiegelkabinet und den Draperien des „genialen“ Hoftapezierers Hiltl; heute würde sie kaum den anspruchslosesten Besucher locken. Ausserdem waren die Dioramen von Gropius, die bescheidenen Vorläufer der heutigen Riesenpanoramen, der Zielpunkt der Weihnachtswanderungen.

Der Adresskalender, heute aus zwei dicken Bänden bestehend, war 1830 ein dünnes Heftchen, das, um einen einigermaßen stattlichen Leibesumfang zu haben, von Sonnen- und Mondfinsternissen, Nordlichtern und anderen Dingen berichtete, die denn doch zu Berlin in etwas losem Zusammenhange standen. Er erinnerte darin etwas an die Karte Afrikas in meinem alten Stiellerschen Atlas, in dem, um die absolute geographische Leere mancher Stellen zu füllen, sich Notizen finden wie folgende: „Grosse Herden von Elephanten, Rhinoceros, Büffeln u. s. w.“ oder „die Talebene des Barotselandes, in welcher Zuckerrohr, Bananen etc. kultiviert werden, ist, wie Egypten, alljährlichen Überschwemmungen ausgesetzt; das Wasser steigt 60 engl. Fuß hoch.“ Für die Menschenleerheit und Verkehrslosigkeit der Köpenickerstrasse in meiner

Jugend spricht das Urteil Hermann Muhrs über den Unfall, der seine Nichte betraf: sie war überfahren worden, was Hermann als unmöglich und unbegreiflich in einer Strasse erklärte, wo nur alle Stunde ein Wagen im Schritt durchfahre. Er hatte die Strasse eben seit 20 Jahren nicht gesehen und war ohne jede Ahnung von dem Verkehr, der sich da entwickelt hatte. — Wie einsam z. B. die Leipzigerstrasse war, sehen wir daraus, dass Felix Mendelssohn mit einigen Freunden die Wette einging, er wolle mit einem Rosenkranz auf dem blossen Kopfe von Leipzigerstrasse 3 bis zum Dönhofsplatz gehen. Er gewann die Wette, — es begegnete ihm eben kein Mensch.

Von öffentlichen Fuhrwerken gab es nur wenige Droschken zweiter, damals einziger Klasse, die natürlich bei Unwetter schnell vergriffen waren, sonst aber schlechte Geschäfte machten; denn gefahren wurde damals in Berlin äusserst wenig. Im sogenannten Bullenwinkel, da, wo heute die Taubenstrasse nach dem Hausvogteiplatz durchgelegt ist, wohnte der Fuhrmann Erdmann, der gute Wagen für Festlichkeiten etc. verlieh, daher man solchen Mietswagen einen „Erdmann“ nannte. Dieser versorgte fast ausschliesslich die bessere Gesellschaft. Noch im Jahre 1848 verwundete Paul Mendelssohn, als er Posten stand, mit dem Bajonett einen Gaul, auf dem ein Kerl johlend durch die Strassen sprengte, mit dem Ruf: „Die Russen kommen, die Russen kommen!“ Als er aber am anderen Morgen einen „Erdmann“ bestellte, liess dieser sagen, Herr Mendelssohn könne zu Fuss gehen, warum habe er ihm die Nacht sein bestes Pferd „gespickt“. Berlin war so klein, dass Erdmann gleich wusste, wer das Attentat auf seinen Gaul begangen, und dass Herr Mendelssohn, weil Erdmann zürnte und ihm den Wagen verweigerte, zu Fuss gehen musste. — Heute giebt es in Berlin über 800 Fuhrwerksverleiher, darunter 60 ausschliesslich für Equipagen, ungerechnet natürlich Droschkenbesitzer, Leichenwagen, Krankenwagen etc. Von Omnibussen, Pferdebahnen, Eisenbahnen war natürlich keine Rede. Die Verbindung

mit Charlottenburg besorgten Kremser, die in langen Reihen am Brandenburger Tor standen und nicht eher abgingen, bis der ganze Wagen voll war, so dass man an gewöhnlichen Tagen oft stundenlang auf eine letzte „lumpige“ Person warten musste und daher meistens lieber zu Fuss ging. Dass es bei der Armut der Zeit sehr wenige Privatequipagen gab, versteht sich von selbst. So war denn die Belebtheit der Fahrdämme gering. Aber auch das Fussgängergewühl heutiger Zeit würde man vergeblich gesucht haben; höchstens die enge Königstrasse war zu gewissen Tageszeiten belebt und an schönen Sonntagnachmittagen die Südseite der Linden. Von der Pracht und Eleganz der heutigen Läden gab es nichts. Die einzige Spiegelscheibe Berlins war im Eckfenster des Königlichen Schlosses, ein Geschenk des Kaisers von Russland an den König, und ganz Berlin pilgerte dorthin, das unerhörte Wunder anzuschauen. Überhaupt war die Einfachheit der Lebensführung, die Sparsamkeit des Haushalts, die Prunklosigkeit und Nüchternheit der Einrichtungen, der Toiletten, der Bewirtung, und die Ärmlichkeit des äusseren Anblicks der Stadt ausserordentlich gross. Dazu kam die Dürftigkeit der Natur, die damals noch viel auffallender war als heute, wo durch das Sprengen namentlich eine künstliche Vegetation erzeugt wird, die damals ganz fehlte.

Aber das war doch nur die Aussenseite. Ich glaube, nicht etwa nur, weil alle alten Menschen glauben, dass es in ihrer Jugend viel schöner, die Kirschen viel süsser, der Sommer viel farbenreicher, dass wirkliche Heiterkeit und gebildeter Umgang damals häufiger war als jetzt. Man lebte auf sehr bescheidener, aber auf für lange Zeit hinaus gesicherter Grundlage, an eine Umwälzung, einen Krieg, eine Krisis, einen Klassenkampf, eine soziale Revolution und dergleichen Schreckbilder der Jetztzeit dachte niemand. Man hatte viele geistige, wissenschaftliche und künstlerische Interessen. Die schwerste Zeit war überwunden, man sah unermesslichen Fortschritten auf allen

Gebieten des menschlichen Lebens entgegen, von denen man viel Beglückendes und Erspriessliches erwartete, ohne die Schäden zu ahnen, die solche Fortschritte unausbleiblich im Gefolge haben mussten. Man lebte langsamer, ruhiger, ohne Hast und Hetze. Die Geschäftsleute hatten zweimal wöchentlich „Posttag“. Da war viel zu tun; aber die übrigen Tage hatten sie Musse und konnten sich auch mit anderen Dingen beschäftigen, und sie beschäftigten sich sehr ernsthaft mit anderen Dingen. Die Entfernungen waren nicht so gross; man hatte Zeit und Lust und geistige Spannkraft zu anregendem geselligen Umgang und klugem Menschengespräch. Kein Telephon klingelte, keine Depesche störte die Nachtruhe, kein Zug ging zu unwahrscheinlich früher Zeit ab. Die Zeitung spielte keine Rolle; man las die Vossische oder die Spenersche, die sich wesentlich nur durch den Namen unterschieden und in denen es ungefähr so zuging, wie in Mutters politischer Übersicht: sehr viel England, Frankreich, Spanien, Griechenland, dann mit einem Ruck in die allereinsten vier Pfähle, in eines jeden Leipziger Straße No. 3.

In diesem so anders gearteten Berlin besaßen meine Grosseltern ein Grundstück, wie es in der heutigen Grossstadt mit den unerschwinglich hohen Bodenpreisen nur noch wenige in den Händen von Privatleuten giebt. Eins nach dem andern sind sie der Bauspekulation zum Opfer gefallen oder in den Besitz des Staates übergegangen. Das Grundstück lag am Ende der Leipzigerstraße, dicht am Leipzigerplatz. Es grenzte hinten an den Garten des Prinzen Albrecht und hatte seitwärts einen Küchengarten mit einem Ausgang nach der Kommunikation hinter der damaligen Stadtmauer, die im Zuge der heutigen Königsgrätzerstrasse vom Brandenburger- bis zum Hallischen Thor die Stadt schloss. Diese Kommunikation war für alle daran angrenzenden Grundstücke, die sämtlich Thüren auf dieselbe hatten, Ablagerungsplatz für alles Gerümpel, zerbrochene Töpfe, Müll, tote Katzen und andere Rari-

täten. Für uns Jungen war dieser Verbindungsgang aber unschätzbar. Es war eine erwünschte Erweiterung des Gartens, wegen der Wildheit und Liederlichkeit, die dort herrschte, mit einem Anstrich von Romantik. Jeder verfolgte „Räuber“ flüchtete dorthin, ja, der Hauptvorteil war, dass man, die Kommunikation schnell durchlaufend, über den Leipzigerplatz, wo sie mündete, die Leipzigerstrasse, unser Vorderhaus, den Hof, das Hinterhaus, wieder den Garten erreichen und den Feinden, den Stadtsoldaten, Trojanern, Mingos, Franzosen oder was die Gegenpartei nun gerade darstellte, in den Rücken fallen konnte, wenn diese Gegenpartei nicht etwa auf den scheusslichen Gedanken gekommen war, ein anderes herrliches Versteck aufzusuchen. Zwischen den Seitenflügeln von Leipzigerstrasse 2 und 3 nämlich befand sich ein sogenannter Traufgang, wie er bei vielen Grundstücken des alten Berlins üblich war, d. h. die Brandmauern stiessen nicht hart zusammen, sondern es war zwischen ihnen ein ganz enger Gang, in den die Dachtraufen beider Grundstücke ihr Wasser fallen liessen, daher der Name. Dieser Gang war so eng, dass selbst ein schwächtiger Junge nur quer sich durchschieben konnte, wobei Jacke und Hose bedenkliche Spuren der schimmeligen und moosbewachsenen Wände davontrugen. Kellerasseln Tausendfüsse, Regenwürmer bevölkerten ihn, Spinnewebe zogen sich von Wand zu Wand, und es war für ein Jungensgemüt einfach himmlisch. Das schönste aber war eine Fledermauskolonie, die ich schwärmerisch liebte. Hier nun im Hinterhalt zu liegen und auf den nichtsahnenden Mingo mit Delawarengeheul vorzuspringen, war eine Wollust. Dann gab es noch ein Versteck: der Zugang zum Garten war entweder über einen Balkon in unserer Wohnung; diesen verachtete ich als zu gewöhnlich, höchstens, dass ich über das Geländer des Balkons in den Garten sprang; die Treppe zu benutzen, verschmähte ich beharrlich, oder auf dem anderen Seitenflügel an Vaters Atelier durch einen Korridor, auch über eine Treppe. Nicht ganz so verächtlich

wie der Balkon, denn es wurde eigentlich von den Autoritäten nicht gern gesehen, wenn man diesen Zugang benutzte, der von rechtswegen verschlossen sein sollte, aber immer offen war. Aber der beliebteste Zugang war unter diesem Korridor durch den Keller. Gänzlich dunkel, mit vermoderter Treppe, war derselbe angefüllt mit allem möglichen Gartengerät, alten Blumentöpfen, Stangen, Stroh, Heu, zerbrochenen Kisten und bot hundert Verstecke. Dies war natürlich mein steter Weg in den Garten, und jedes Jungenherz wird das verstehen. Und es war nicht blos der beliebteste Zugang, sondern auch unser stundenlanger Aufenthalt, wo wir lagerten, uns Schauergeschichten erzählten, aus dem Garten erbeutetes Obst versteckten und verzehrten (eine herrliche Weinwand war gleich neben der Tür von der Atelierwand) und endlich die letzte Zuflucht eines verfolgten „Räubers“, der, wenn er sich in irgend einer Ecke des sich unter dem ganzen Flügel hinziehenden Kellers versteckt hatte, unmöglich zu finden war; wie oft habe ich da unter einer Strohmatten gelegen, bekrochen von allerlei Getier, und mich über die vergeblichen Versuche meiner Verfolger, mich aufzuspüren, gefreut. Endlich aber hatte ich noch ein Versteck, das nur ich kannte und von dem die Welt heute zum ersten Male erfährt: eine herrliche dichtbelaubte alte Linde, die einen so glücklichen Astbau hatte, dass man mit ziemlicher Leichtigkeit bis weit in ihre Krone klettern und oben, vollkommen unsichtbar für alle von unten spähenden Augen, sitzen konnte.

Aber ich greife weit vor; fürs Erste bin ich noch garnicht geboren, werde mich aber jetzt sofort zur Welt kommen lassen.

Am 16. Juni 1830 war der erste wichtige Tag in meinem Leben: ich kam auf die Welt, in der ich mich seitdem über 60 Jahre ununterbrochen aufgehalten habe.

Meine Paten waren u. A.: Zelter und Rauch. Rauch hat mir später die Originalskizze der Mässigung, einer

Sockelfigur des Denkmals Friedrichs des Grossen geschenkt. Wahrscheinlich meinte er, dass die Mässigung ein nützliches Patengeschenk für mich sein würde, und er hat Recht gehabt. Bald nach meiner Geburt brach die Juli-revolution in Paris aus, und meine Mutter, die eine eifrige und freisinnige Politikerin war, schmückte mein Steckkissen mit dreifarbigem Schleifen und zeigte mich so meinem Vater, der nicht sehr erbaut von dieser Überraschung gewesen sein soll, denn er war ein wütender Franzosenfeind und jeder Revolution abhold, möglich, dass von dieser Beflagung die Politik in mich gefahren ist, die mich viele dumme und törichte Streiche im Leben verüben liess.

Es kamen keine weiteren Kinder, und ich wuchs ohne Geschwister und Spielgefährten, in stetem Verkehr mit Erwachsenen, ja sogar ohne Kinderstube auf, da ich mich stets im Atelier des Vaters oder im Musikzimmer der Mutter befand. Dieses Leben hat seine Vorzüge und seine Nachteile: ich war dem ständigen Umgang mit ungebildeten Kinderwärterinnen entzogen, eine ideale Kunstatmosphäre umgab mich, und ich halte es für durchaus nicht gleichgültig, ob das Kinderauge sich an den Anblick des Struwelpeters oder der Raphael'schen Loggien gewöhnt, ob das Kinderohr Leierkastengassenhauer oder Bach'sche Fugen sich einprägt. Aber freilich, das Leben mit Kindern war mir versagt, und als mir später in meinem Vetter Walter Dirichlet ein Spielgefährte erwuchs, war ich drei Jahre älter und ihm unzweifelhaft überlegen. Einen Autoritätsfreund habe ich erst erhalten als 17-jähriger Mensch in Roby von Keudell und da erst erfahren, was ich meine ganze Jugend hindurch hatte entbehren müssen. Allen meinen übrigen Spielkameraden war ich mindestens gewachsen, meistens sogar, wie Bräsig sagt, über.

Infolgedessen war ich auch ein erstaunlich frühreifes Kind, von den zahlreichen dafür sprechenden Geschichten soll hier nur eine stehen, weil sie die Tante Luise Hensel

in ihrer verständigen Art und das verzogene „Wunderkind“ in seiner gekränkten Eitelkeit hübsch zeigt:

Ich hatte „Ein Veilchen auf der Wiese stand“ gelernt und muss wohl von meiner Mutter gelobt worden sein, weil ich Rührung über das arme Veilchen empfand, und ging geschwollen zu Tante Luise — von der gleich mehr zu sagen sein wird — und erzählte ihr, ich hätte über das arme Veilchen geweint. Sie, die eine grundgescheute Natur und jeder Affektation abgesagte Feindin war, sagte ganz trocken: „Ja, Kinder weinen manchmal über alles mögliche dumme Zeug.“ — „Olle Hexe“, entgegnete ich tief entrüstet und gekränkt und verliess das Lokal, wo mein sanftes Herz so wenig Gegenliebe fand. Die beiden Schwestern meines Vaters, Luise und Minna, lebten, erstere zeitweise, letztere beständig, in unserem Hause. Luise, die Tochter eines protestantischen Predigers, war, dem Zuge der Zeit folgend, nach schweren inneren Kämpfen und langem Widerstreben der Familie katholisch geworden; es war bitterer Ernst und heilige Überzeugung, die sie zu diesem Religionswechsel trieb, und es wäre nichts dagegen zu sagen gewesen, wenn sie wenigstens für die vielen Opfer, die sie gebracht, inneren Frieden und Freudigkeit der Seele errungen hätte. Leider war das nicht der Fall, und noch auf dem Totenbett quälte sie, die nie ein Fehl begangen, nie auch nur einer Fliege ein Haar gekrümmt hatte, eine namenlose Angst vor dem Fegefeuer und den Höllenstrafen, eine Angst, die geflissentlich von fanatischen Priestern geschürt und gesteigert wurde.

Den ersten Unterricht hatte mir natürlich meine Mutter erteilt. Dann kam ich auf die Liebesche Schule. Diese muss ein etwas zweifelhaftes Institut gewesen sein, wenigstens wurde sie von den Meinigen immer mit unverhülltem Hohn behandelt und zu meinem grossen Ärger die Libysche Wüste genannt. Ich liess mich das aber wenig anfechten und war selig in dem mir bis dahin unbekanntem Umgang mit Jungen. Ob ich viel gelernt

habe, weiss ich nicht: man lernt überhaupt auf Schulen nach meiner Erfahrung nicht viel im Verhältnis zu der aufgewendeten Zeit, und mein Ideal wäre, die Jungen zu Hause unterrichten zu lassen und für die Freiviertelstunden in die Schule zu schicken: „sic volo sic jubeo“, wie der Kaiser an Gossler schreibt, ich habe leider versäumt, diesen Vorschlag der Schulreform-Kommission zu unterbreiten!

In meiner Erinnerung ist die Liebesche Schule eine fortgesetzte Reihe von Festlichkeiten gewesen. Meine Mutter schreibt darüber an meine Grossmutter, die nach Leipzig gereist war: Sebastian habe ich eine viel zu schöne Tasse für Herrn Liebe kaufen lassen, er war zur Schokolade gebeten und kam um 8 ganz begeistert zu Hause von all der Herrlichkeit: Schlittenfahren auf dem Hof, Schneebällen, und 2 Gläser Kardinal, die er getrunken hatte. Ich hoffe, es wird diesem Kardinal an den eigentlichen Kardinaltugenden gefehlt haben. Als ich heute früh von 6 Grad Kälte hörte, frohrt Ihr mich sehr, ich hoffe, Ihr seid nun bald per aspera ad Felix et Cäcilia. In England ist ein Lehnstuhl erfunden, auf dem man von London nach Windsor hört, wenn man in der Geschwindigkeit ein solches Ding zwischen hier und Leipzig etablieren könnte, wollte ich mich anheischig machen, 8 Tage darauf sitzen zu bleiben.“ Das mit dem Lehnstuhl ist doch offenbar eine prophetische Vorahnung des Telephons, die meine Mutter gehabt hat. Ebenso schreibt sie der eben abgereisten Rebekka 1833 nach: „Ehrenerklärung für Dich und mich! Als die Serviette aufgehoben wurde, auf der Du die schöne Wirtshaussuppe verzehrt hattest, die zwei Stunden darauf vortrefflich schmeckte, fanden sich die beiden Drücker darunter, die wir so schmerzlich suchten und die Dir wahrscheinlich während der Reise mehr als einmal einfallen werden. O Privattelegraphen! Unsere Enkel rufen sich das in zwei Minuten nach und vor Potsdam erfährst Du es.“ Über denselben Geburtstag von Herrn Liebe schreibt sie in einem zweiten

Brief nach Leipzig: „Ich lege Dir Sebastians Krakelfüsse bei, weil er erstlich den ganzen Vormittag gestern fleissig daran gearbeitet hat und weil es Dich doch ohne Zweifel sehr interessiert, zu erfahren, wieviel Gänsebrüste und Keulen Herr Liebes liebende Schüler ihm zu Magen gelegt haben. Nächstes Jahr bekommt er von mir ein Bund Heu, da er Nahrungsmittel zu lieben scheint.“ An einem Festabend fand ein anderes schönes Fest bei Liebe statt, wo ein Pfannkuchen, so gross wie ein Wagenrad demjenigen Jungen zufiel, bei dessen Vorbeidefilieren vor dem Pfannkuchen ein Pistolenschuss ertönte. Ob Herr Liebe mogelte, weiss ich nicht, aber ich war der Glückliche, schleppte den Kuchen nach Hause, zwang die ganze Familie, davon zu essen — ich glaube, er war sehr klietschig — verdarb mir selbst hoffnungslos den Magen daran, gab den Dienstboten grosse Stücke und war sehr selig, bis ich am anderen Tage in der Schule lauter lange Gesichter sah, da der eigentliche Zweck des Kuchens war, eine Massenvergiftung der ganzen Schuljugend zu verursachen.

Die Kinder unseres Gärtneres Clement waren meine steten Spielkameraden, nicht so fein wie Walter Dirichlet, aber viel brauchbarer. Eigentlich waren es, was man Strassenjungen nennt, zu jedem dummen Streiche bereit und mir fanatisch ergeben. Wenn ich es mir heute überlege, glaube ich die ganze Gesellschaft war nicht gerade geeignet, den Umgang eines etwas übermütigen Knaben zu bilden. Der Vater liebte einen guten Tropfen etwas zu sehr. Aber seine Wohnung im Keller des Vorderhauses war ein Eldorado für mich, und jeden freien Augenblick brachte ich dort zu. Mutter hielt mich sehr knapp mit dem Essen, weil man damals meinte, das sei gesund für Kinder. Häufig fand ich mich daher zu der Mittagszeit bei Clements ein, es gab dort so göttlich gemeines Essen: saure Stinte schweben mir noch heute als grosse Delikatesse vor, ich habe nie im späteren Leben meine Erinnerung auf ihre Richtigkeit prüfen

können. Mit dem alten Clement spielte ich Schach, und wir sprachen französisch zusammen, er war von der französischen Kolonie und hatte sein Französisch vergessen, ich konnte es noch nicht, und so wird wohl unsere Unterhaltung ebenso klassisch gewesen sein wie unser Schachspiel.

Aus dem Sommer 1839 muss ich eines bedeutenden und dauernden Eindrucks gedenken: des Schauspielers Seydelmann, des grössten, den ich gesehen habe. Er las bei uns an verschiedenen Abenden vor: Schillersche Balladen und Trauerspiele; ich erinnere mich des Handschuhs — er las mit unerreichter Lebendigkeit: „Und rings im Kreis, von Mordlust heiss, lagern sich die greulichen Katzen,“ klingt mir noch heute in den Ohren. In Richard III. vor der grossen Szene in der Schlacht, wo Richard ruft: „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd,“ hörte er auf, denn, sagte er, das muss so furchtbar geschrien werden, dass es in einem Zimmer unmöglich ist. Vater fragte ihn einmal, wie er es mache, im Fiesco als Mohr so klein zu erscheinen. Darauf antwortete er, ganz in sich zusammensinkend: Der Mohr muss ja klein sein. Den Carlos im Clavigo fasste er nicht in der hergebrachten Weise als Bösewicht auf, sondern als wirklich um Clavigo besorgten Freund; er sagte, der Schlüssel zu Carlos Verständnis liege in den Worten: „Da macht wieder einmal einer einen dummen Streich.“ Als Franz Moor machte er schon beim ersten Auftreten einen greulich unheimlichen Eindruck, und das lag daran, dass alle seine Kleider ihm zu weit waren und nachlässig um ihn herumschlotterten.

In demselben Sommer ging Tante Rebecka mit dem sechsjährigen Walter, Mutter mit Tante Minna Hensel und mir nach dem eben erst entdeckten Heringsdorf. Heringsdorf war damals ein ganz einfaches Fischerdorf mit Strohdächern, Misthaufen und kleinen völlig komfortlosen Wohnungen; es hat sich seitdem so völlig verwandelt, dass es mir bei meiner späteren Anwesenheit unmöglich

war, auch nur einmal den Platz wiederzufinden, wo unser damaliges Haus gestanden haben muss. Es lag an einem Akazienhügel, — das Haus ist fort, die Akazien sind fort, der Hügel ist fort — und von der Reisegesellschaft leben nur noch Tante Minna und ich. Meine Mutter beschreibt die Lage in ihrem ersten Briefe folgendermassen: „Schade, schade, liebste Mutter, dass Du keine Beine hast um ein wenig hügelab, hügelab zu steigen, sonst müsstest Du einmal her, es ist gar zu schön hier. Das ganze Terrain ist hier so hügelig, dass man nicht sechs Schritte auf ebenem Boden gehen kann, dabei durchaus mit schönem Buchenwald, Wiesen und Kornfeldern bewachsen, und so entstehen selbst in den Regionen, wo man das Meer nicht sieht, auf jedem Schritt die lieblichsten Landschafts- und Genrebilder. Wir haben erst vor uns ein wirklich idyllisches Tal, mit zerstreuten Strohdächern, aus denen Abends ein überaus appetitlicher Rauch aufsteigt, einzelne Baumgruppen, links ein Süsswassersee, rechts auf einem Hügel hohe schlanke Buchen und Akazien, hinter all dem ein weites grosses Stück Meer, das heut aufs schönste vielfarbig und weisschäumig leuchtet. — Die Jungen haben an den Brüggemannschen Kindern vortreffliche Spielkameraden, und wir an den Eltern überaus artige und gefällige Mitbewohner. Das Pumpen und gegenseitige Aushelfen geht den ganzen Tag, und Sonnabend wollen wir die Reihe der Kaffees eröffnen. Das Essen spielt eine grosse Rolle, und gewöhnlich sprechen wir bei jeder Mahlzeit schon von der nächsten. Fische haben wir zu meinem grössten disappointment noch nicht bekommen, alle Tage haben sie andere Ausreden, um keine zu haben; heute werden wir uns welche aus Swinemünde kommen lassen.“

Dass der Aufenthalt an der See mit allen ihren Herrlichkeiten für Kinder ein sehr seliger für uns war, versteht sich. Allerdings wurden die Eindrücke durch die viel mächtigeren unserer sich unmittelbar anschliessenden italienischen Reise bald in den Schatten gestellt. Italien

war von jeher das Ziel der Sehnsucht meiner Eltern gewesen, jetzt endlich im August 1839 waren alle Hindernisse überwunden, und wir reisten gleich nach der Rückkehr aus Heringsdorf „unerbärmlich“ ab, wie Walter statt unwiderruflich oder unaufhaltsam sagte. Ich will nicht dafür stehen, ob ich nicht anfangs ein ähnliches Urteil über Italien fällte, wie jenes Kind, das bisher immer im Sommer an der See gewesen war, über die Schweiz. „Wie hat Dir denn die Schweiz gefallen,“ fragte die Tante. „Greulich“, war die Antwort, „nicht eine vernünftige Hand voll Sand zum Spielen.“ Denn ich war doch eben ein Kind und es ist nicht gerade eine günstige Fügung des Schicksals für mich gewesen, dass die einzigen grossen Reisen meines Lebens in mein 5^{tes}, 9^{tes} und 14^{tes} Jahr fielen. Ich will gewiss nicht leugnen, dass ich mich auf den Reisen entwickelte, das zeigt schon allein der Abstand der Handschrift und des Stils im Anfang und am Schluss des Tagebuchs, das ich gewissenhaft auf der ersten italienischen Reise führen musste; aber im ganzen war es doch ein Jammer, dass die Perlen Italiens vor solch ein kleines Ferkel geworfen wurden, und ich die Reisen nicht in einem vernünftigeren Alter machen konnte.

Unser Weg führte über Regensburg und hier ereignete sich eine Geschichte, die zu unerschöpflichen Neckereien meines Vaters Anlass gab und so eine erwünschte Waffe in der Hand der sonst gewöhnlich geneckt werdenden gegen ihn war. Vater hatte sich — Gott weiss wieso — eingebildet, Regensburg müsse alt-römische Überbleibsel haben; dem als Kolonie *Castra Regina* befestigten wichtigen Punkt der Grenzverteidigung könnten Baureste dieser Zeit nicht fehlen. Er setzte daher unseren Wirt einem strengen Verhör aus, ob nicht ein Amphitheater vorhanden sei? Der Wirt verneinte. Ein alter Tempel? Er schüttelte den Kopf. Eine Wasserleitung? Ja, sagte der Wirt, eine Wasserleitung ist wohl da, aber — kein aber, rief Vater freudig. Ich wusste es ja, wir wollen sie sehen. Es ist sehr heiss, warf der Wirt ein,

Schadet nichts, wir nehmen einen Wagen. Sehr weit, ganz draussen vor der Stadt. Natürlich, sagte Vater, wie in der Campagna in Rom; alle Wasserleitungen sind ausserhalb der Städte. Der Wagen wurde bestellt, die Extrapostpferde abbestellt, wir fuhren in glühender Sonnenhitze eine endlose, staubige Chaussee entlang; endlich hielt der Kutscher vor einem langen, modernen fabrikähnlichen Gebäude. „Was ist das?“ fragte Vater. „Hier ist die Wasserleitung.“ Wir steigen aus, klingeln, ein Portier öffnet und fragt nach unserem Begehren. Wir wollen die Wasserleitung sehen.“ Er führt uns in einen engen Hof, man hört das Arbeiten einer Dampfmaschine, er geht auf eine eiserne Klappe im Fussboden zu, hebt sie auf und wir sehen den auf- und abgehenden Stempel einer Wasserdampfpumpe. Es war das modernste alles Modernen, die neu angelegte Dampfmaschine der Regensburger Wasserleitung. Das verdutzte Gesicht, mit dem Vater in das Loch sah, war so unwiderstehlich komisch, dass Mutter und ich in die Ecke des Hofes liefen und uns vom Lachen gar nicht erholen konnten. Der Rückweg wurde schweigend angetreten, und Mutter verbot mir jede Anspielung auf das unglückselige Überbleibsel der Kolonie Castra Regina, aber Wasserleitungen waren lange Zeit ein wunder Punkt bei Vater.

Sehr lebendig steht mir vor Augen die Enttäuschung meiner Erwartung auf dem Stilsfer Joch. Ich hatte immer gelesen, dass Hannibal vom Gipfel der Alpen seinen erschöpften Puniern die lachenden Gefilde Italiens zeigte und hatte mir steif und fest eingebildet, oben angekommen, sähe man die ganze Geographie kartenartig ausgebreitet liegen, den ganzen Stiefel, in der Ferne Sicilien und das Mittelländische Meer, und war sehr unangenehm überrascht, als ich nichts sah als wieder Berge und Schluchten und Eis und Schnee und konnte durchaus nicht in Vaters Enthusiasmus einstimmen, der als fanatischer Italiener behauptete, man sähe, man fühle, man rieche schon den Süden.

Von meinen „Eindrücken“ in Rom ist natürlich nicht viel zu sagen. Meine Eltern zeigten mir nach und nach die Hauptsachen; aber was sind schliesslich die Meisterwerke der Kunst und die geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an die Ruinen und Bauwerke alter Zeiten in dieser einzigen Weltstadt knüpfen, für einen neunjährigen Jungen. Im ganzen führte ich das Leben eines Kindes hier, wie ich es in Berlin geführt hatte und war meistens auf die Gesellschaft und Führung von unserer Köchin Jette angewiesen, hatte einige Stunden bei einem deutschen Lehrer und ging häufig spazieren mit einem kleinen Enkel von Thorwaldsen und dessen italienischem Erzieher, einem Abbate. Dieser machte Bekehrungsversuche an mir unschuldigem protestantischen Wurm, die aber auf einen sehr undankbaren Boden fielen und damit endeten, dass ich einmal, geärgert und gelangweilt, rund heraus sagte, er möge das sein lassen, und als er sich nicht abweisen liess und erklärte, er wolle meine junge Seele von der ewigen Verdammnis retten, kurzum Kehrt machte und ihm nachrief: „A rivederci in cielo“, damit hatte dieser Verkehr ein Ende. Mein deutscher Lehrer, Herr Schulz, war ein Sachse, und ich erinnerte mich, dass mir seine sächsische Aussprache grosse Schwierigkeiten bereitete, so konnte ich lange nicht dahinter kommen, ob der Berg Col di tenda oder Gol di Denta hiess, bis ich schliesslich mit dem Kompromisse endete, ihn Kol di Denta zu nennen. Italienischen Unterricht hatte ich bei einem Italiener, der ausserdem nur etwas englisch in seinem Sprachschatz hatte, wodurch ich mich übte, aus einer dieser Sprachen unvermittelt in die andere überzuspringen, zur höchsten Bewunderung meiner Mutter, der es die grössten Schwierigkeiten verursachte.

Fanny Hensel an Rebecka Dirichlet. „Mein Mann will Dir nächstens einen grossen Trödel- und Schartekenbrief schreiben, er denkt treulich Deiner bei jedem Antiquar und wünscht, er könnte mit Dir inkognito in schlechten Kleidern unter ihnen umherreisen. Das ist ein tolles

Fieber, das Antiquitätenfieber, vor dessen Ansteckung ich bekenne, mich nicht genugsam bewahrt zu haben; alle die herrlichen Dinge von Romulus bis Roccoco, die man hier antrifft, rühren mein Herz unwiderstehlicher als alle Pariser Läden mit ihren Zauberbanden und Bändern, und wir haben uns schon mehrere Stückchen angeeignet, welche einstweilen unseren Salotto zieren und uns und andere erfreuen. — Ich versichere Dich, ich gäbe viel darum, (sogar ein paar tausend Skudi) wenn ich hier ein paar tausend Skudi zu vertun hätte. Gott, was giebt es hier zu kaufen! Wenn ich diese liebenswürdigen alten Möbel ansehe, besonders bei einem gewissen Antiquar, den wir einen Tag um den anderen besuchen, da halte ich mir immer, wie der Geizige, die Taschen zu. Ich sollte mir nur auch die Augen zuhalten, denn ich träume nachher davon. Da ist besonders ein gewisser Tisch, viel zu vornehm für uns, aber der hat mirs angetan. Mein Mann wieder macht gewissen Bildern die Kur, die auch leider zu vornehm für uns sind. Da ist ein wunderschönes, grosses Altarbild, von Fra Bartolomeo, vergine, wie sie hier sagen, d. h. unretouchiert, mit einer lieblichen Gruppe zweier singender Engel unten, die will der Kunsthändler, der Barbar, herausschneiden und einzeln verkaufen, wenn er das ganze Bild nicht bis zu unserer Abreise los wird. Nun seufzt mein Mann wie ein Verliebter, so oft er davon spricht, und wenn der Rüpel immer wiederholt: „tagliare, tagliare“ bekommt er fast Krämpfe. — Sebastian lief neulich an meinem Geburtstag früh weg, mir einen Kuchen für sein Geld zu holen; und als es sich fand, dass man ihm schlechtes Zeug angeschmiert, kehrte er in Jettes kriegerischer Gesellschaft wieder um und soll ihnen italienisch so derb den Kopf gewaschen haben, dass die Leute ihm lachend gaben, was er verlangte. Kannst Du uns nicht helfen vom Durst und vom Jucken? Wir trinken die Fontana trevi aus, und ich bin dem heiligen Bartholomäus nicht ganz unähnlich, ich werde

nächstens auch meine abgekratzte Haut über dem Arm als Shawl tragen. Ich kann sie mir ja mit Points besetzen lassen. Die anderen leiden weniger und Sebastian gar nicht, der fühlt auch die Flöhe nicht an sich herumhupfen und spazieren gehen, so wenig als er weiss, ob er nasse Füsse hat. Ich sage Dir, ich schreibe (aber ganz ohne Nikolaismus) eine Monographie der Flöhe. Ich weiss ihre Lieblingsplätze, ich kenne ihren Schritt, ihre Lieblingspromenaden wenn sie satt sind, das ist das Ärgste! und das in Gesellschaft.“

(Die Kunst des Briefschreibens, die einmal auch bei uns in hoher Blüte stand, verschwindet leider mehr und mehr, wie die Kunst, ein Gespräch zu führen, welche wir Deutschen allerdings nie in hohem Grade besessen haben. Das billige Briefporto hat den ersten Schlag gegen jene Kunst geführt und die Ansichtspostkarte hat ihr den Gnadenstoss versetzt. Von der heutigen Generation empfinden wohl nur die wenigsten die Rohheit der sogenannten Bierkarten, bei denen sich gar noch mehrere zusammentun, um den kleinen disponiblen Raum mit zerhackten Sätzen und Ausrufen anzufüllen; im Gegenteil erscheint dies der Mehrzahl selbst gebildeter Menschen als ein ganz adäquater Ausdruck ihrer Empfindungen, selbst von den schönsten Punkten ihrer Reisen an ihre Nächsten und Liebsten gerichtet. Es mag daher immerhin von Interesse sein zu lesen, wie vor Erfindung der Ansichtspostkarte ein 9 jähriger Knabe an einen 6jährigen schreiben konnte.)

Sebastian an Walter. „Gestern Abend war Feuerwerk auf der Engelsburg, das Zeichen ist sehr wunderbar: In einem Zimmer der Burg brennt ein Licht, wenn das weggenommen wird, folgen 4 furchtbare Kanonenschläge, dass die Zimmer davon beben, und nun geht es los. Zum Anfang steigt eine grosse Feuergarbe in die Luft auf, dann folgt ein chinesischer Tempel, der sich ganz unmerklich in einen chinesischen Palast verwandelt, ein ordentlicher Garten von Feuer ist davor;

auf einmal steigen mit erschrecklichem Zischen, Knallen und Prasseln von zwei entgegengesetzten Seiten eine Menge Raketen in die Höhe, doch so, dass sie sich durchkreuzen und zwei ungeheure goldene Palmen bilden. Denke Dir das alles mit schönen Farben verziert, rot, blau, gelb, grün, weiss und eine Farbe immer die andere verdrängend, worauf sich diese wieder auf den Platz einer Dritten niederlässt — man kann es mit der Völkerwanderung vergleichen. Als ich noch darüber nachdachte, stieg eine Rakete zischend auf, welche in kleine, weisse Sternchen zerstob und die ganze Gegend erhellte. Da sah man das Castell dunkel und ernst daliegen; die Rakete schimmerte im Wasser wieder und verschwand. Eine Minute lang war alles wieder in tiefes Dunkel gehüllt, als plötzlich ein helles Feuer aufloderte, aus welchem viele hundert Feuerfische in die Luft flogen, darauf gingen wieder einige Sterne in die Luft, und eine ungeheure Garbe von vielen Farben schloss das grosse Schauspiel. Den 21^{ten} war ein Künstlerfest, Cervara genannt, wo alle Künstler verkleidet herausziehen, knallen, lachen, essen, trinken und dort lauter Spässchen machen. Diesmal wurde ein Rezensent von Holz und Pappe aufgerichtet, gegen welche einige Ritter, unter ihnen Kaselowsky, zu Felde ziehen sollten. Sie wollten ihn herunterwerfen, im Anfang traf niemand. Kaum sah ich das, so mischte ich mich unter die Kämpfer und traf ihn sogleich gegen den Kopf, aber so stark, dass die Lanze sitzen blieb; die anderen trafen auch und er sank zusammen. Da liefen alle hin und stiessen ihn in Stücke; ich riss ihm das Ohr, die Feder und die Lorgnette ab und bekam einen Orden, welchen sich der Maler Fries selbst abknüpfte, um ihn mir zu geben.“

Die ganze wilde Szene, das Essen in den Steinbrüchen und Höhlen und namentlich meine Dekorierung, machte einen grossen Eindruck auf mich. Als Thorwaldsen in München Audienz bei dem König Ludwig hatte, der jedes Jahr einige Zeit in Rom unter den

Künstlern, frei vom Zwang der Etikette verlebte, erschien er mit all seinen Cervara-Orden geschmückt, zur grossen Erheiterung des Königs, der sogleich lief, die seinigen anzulegen. Dieser Orden vom halben Bajocc und die 1870er Kriegsdenk Münze sind die einzigen Ehrenzeichen, die sich jemals in mein jungfräuliches Knopfloch verirrt haben.

Sehr reisemüde waren wir schliesslich alle. Wie klingt folgende Briefstelle meiner Mutter doch so ganz anders, als irgend etwas sonst, das sie aus Italien geschrieben: „Das Seefahren hat Sebastians Augen nicht geschadet, etwas dicke Augenlider hat er, wie ich deren schon seit Venedig besitze, und wahrscheinlich ruft Ihr uns entgegen, wie die gute Madame Beer ihrem Sohn: „Michel, wie hässlich bist Du geworden!“ Ich bitte, sich darauf vorzubereiten, bekanntlich kommt man aus Italien weder jünger noch schöner zurück. Reisesatt und müde sind wir, das weiss Gott! Und wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. Plackereien und Prellereien, die freilich hier oft ärger sind, als irgend wo anders sind mir noch nie so lästig und abscheulich vorgekommen, und ich sehne mich nach meinem ehrlichen Vaterlande.“

Bei Mutter steigerte sich die Müdigkeit so, dass sie positiv nichts mehr sehen konnte und tagelang mit geschlossenen Augen durch Gegenden fuhr, die sonst ihr höchstes Entzücken erregt hätten; ich hatte die Gelbsucht und sah aus, wie eine Citrone, abgetakelt wie Tannhäuser kamen wir aus dem Venusberg nach Hause.

Für mich war es die höchste Zeit, dass ein geordnetes, normales Leben begann, ja, die nächsten Jahre beweisen, dass es eigentlich schon zu spät war. Vorerst wurden Walter und ich in die Schmidtsche Schule auf dem Leipzigerplatz Nr. 9 getan. Mutter schreibt am 9. Oktober 1840: „Sebastian geht nun seit gestern in die Schule, wo mir aber die Ohrfeigen-Disziplin höchlich missfällt. Er ist bis jetzt sehr glücklich und zufrieden.“

Es war vielleicht ein grosser Missgriff mit der Wahl